

The cover features a central, dark, textured vertical element resembling a tree trunk or a path, with intricate, swirling patterns in shades of blue and green extending from its base. The background is a light, textured blue. At the bottom, there is a black silhouette of a cityscape with various buildings and a prominent spire. The title 'Am Ende aller Wege' is written in a white, serif font with a thin black outline, centered over the middle of the image.

# Am Ende aller Wege

Fantastische Erzählung  
von

**Anton Christian Glatz**

# Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

Kapitel 60

Kapitel 61

Kapitel 62

Kapitel 63

Kapitel 64

Kapitel 65

Kapitel 66

Kapitel 67

Kapitel 68

Kapitel 69

Kapitel 70

Kapitel 71

Kapitel 72

Kapitel 73

Kapitel 74

Kapitel 75

Kapitel 76

Kapitel 77

Kapitel 78

Kapitel 79

Kapitel 80

Kapitel 81

Kapitel 82

Kapitel 83

Kapitel 84

Kapitel 85

Kapitel 86

Kapitel 87

Kapitel 88

Kapitel 89

Kapitel 90

Kapitel 91



Dosojin gewidmet, dem japanischen Gott all derer,  
die unterwegs sind.

# 1

Die Immobilienmaklerin sperrte die Wohnungstüre auf. Neugierig folgte ihr Laura Mannheim. Sie betraten eine 2-Zimmer-Wohnung, teilmöbliert, im vierten Stock, schöne Aussicht, nach Süden gelegen; soweit die Beschreibung im Inserat. Genau das, was Laura brauchte. Nächste Woche sollte sie beim Verlag Freche Feder als Lektorin beginnen, und bis dahin musste die Übersiedlung erledigt sein.

Die junge Frau hörte sich interessiert die Informationen der Maklerin an. Auf ihrem Rundgang durch die Räume gab sich diese jede Mühe, die Vorzüge der Wohnung zu betonen. Im Wohnzimmer schwärmte sie von der Aussicht auf die Berge in der Ferne, im Schlafzimmer lobte sie die Fernwärme als zuverlässig und günstig, die Hausverwaltung als zuvorkommend usw. Bei aller Eloquenz umging sie das Thema Nachbarn geschickt.

In der Kochnische gingen ihr die Argumente aus, wodurch eine kurze Pause entstand. Das nützte Laura indem sie fragte:

*„Und der Preis?“*

*„Nur 2.000,-- Drachmen im Monat“,* antwortete die Maklerin. Mit gedämpfter Stimme: *„Plus Betriebskosten“* Und meiner Provision, fuhr sie in Gedanken fort. Aber das verstand sich wohl von selbst.

*„Für Keffriner Verhältnisse kommt mir das verdächtig billig vor. Gibt es da vielleicht einen Pferdefuß?“*

*„Nun ja, Sie haben die Leute im Treppenhaus gesehen ... Im Hause wohnt nicht unbedingt das beste Publikum. Die Lage ist gut und die Wohnung bietet alles, worüber ein*

*moderner Haushalt verfügen muss. Die Nachbarn könnten möglicherweise ein wenig problematisch sein."*

*„Aha, deswegen die zusätzlichen Schlösser, die mir an den Türen der anderen Wohnungen aufgefallen sind.“*

Laura ging zur Eingangstür und vergewisserte sich, dass auch an dieser zwei Sicherheitsschlösser mit massiven Stahlketten mehr angebracht waren als üblich.

Auf dem Parkplatz unten heulte eine Polizeisirene auf. Die Polizisten rasten um die Ecke und hielten mit quietschenden Reifen vor dem Haus. Die Maklerin hoffte, Laura würde es nicht bemerken, es könnte die Kundin abschrecken, und es würde ihr nie gelingen, diese Wohnung zu vermieten. Führte sie das Objekt doch schon mehr als zwei Jahre im Angebot! Wenn sie es schaffte, die Wohnung zu vermitteln, dann an jemanden, dem die Wilhelm-Reich-Straße 15 kein Begriff war. Und der musste von weit her kommen.

*„Aha, die Polizei“,* sagte Laura nachdenklich und sah vom Balkon auf sieben oder acht Beamte hinunter, die mit gezückten Pistolen den Eingang stürmten.

*„Äh ..., wahrscheinlich nur eine kleine Meinungsverschiedenheit unter den Jugendlichen im Treppenhaus“,* meinte die Maklerin beschwichtigend. *„Tja, die Jugend von heute ...“*

Neugierig verfolgte Laura das Geschehen. Was würde wohl passieren, ginge es um mehr als eine kleine Meinungsverschiedenheit?

Wenig später schleppten die Polizisten zwei Jugendliche, wahrscheinlich männlichen Geschlechtes, mit Handschellen aus dem Haus. In diesem Moment fuhr die Rettung vor. Vier Sanitäter hasteten mit Tragbahren in das Gebäude. Kaum zwei Minuten später eilten sie wieder heraus, zwei Männer auf den Tragbahren, einer davon an eine Infusion angehängt. Ein Mädchen mit vielleicht 17 Jahren taumelte, gestützt von einem Sanitäter, hinterher. Mit Blaulicht und aufheulendem Motor entfernte sich der Rettungswagen.

Laura sagte spöttisch: *„Natürlich nur eine kleine Meinungsverschiedenheit. Und was die Wohnung betrifft, ich nehme sie.“*

Der Maklerin fiel ein Stein vom Herzen. Am liebsten hätte sie Laura umarmt. Fast hätten ihre Hände gezittert, als sie ihrer Kundin das Besichtigungsprotokoll zur Unterschrift vorlegte. Weilten ihre Gedanken doch beim Kassieren ihrer Provision!

Laura war klar, hier würde sie wahrscheinlich bloß vorübergehend wohnen. In diesem Haus auf Dauer glücklich werden? Aber erstens war die Wohnung in bequemer Nähe zu ihrem Arbeitsplatz, zweitens war sie billig, und drittens war keine Zeit mehr, eine andere Bleibe zu suchen. Und wegen der möglicherweise ein wenig problematischen Nachbarn hatte sie weniger Sorgen. Schließlich lebte Onkel Eduard, ein hochrangiger Polizist, in dieser Stadt. Er würde ihr sicher helfen, sollte sie auf Schwierigkeiten stoßen.

Schon am übernächsten Tag zog Laura ein. Sie hatte eine Speditionsfirma beauftragt, weil diese den Umzug mit einem einzigen LKW rasch und ohne Aufwand zu erledigen versprochen hatte. Außerdem wurden die Arbeiter der Firma von den üblen Typen im Treppenhaus in Ruhe gelassen.

Dann hieß es Hand anlegen: das Bett dahin, den Schreibtisch dorthin, die Bücher vorläufig in die Ecke stapeln, Geschirr auspacken, einräumen, Vorhänge aufhängen, Lampen montieren, stundenlang ging es so dahin. Am Abend eines anstrengenden Tages stellte Laura erleichtert fest, dass sie es schon recht wohnlich hatte. Es war zwar noch lange nicht alles perfekt, aber die Möbel standen wenigstens an ihrem Platz; auch Kleider und Geschirr waren bereits eingeräumt.

Laura beschloss, eine Verschnaufpause einzulegen, setzte sich auf den Balkon und erfreute sich der abendlichen Stimmung sowie der Aussicht auf die Berge. Mit Genuss zündete sie sich eine ihrer überlangen, dünnen Zigaretten an. Die Arbeiter hatten eine Flasche Bier vergessen, die sie

sich öffnete. Mit einem pfffff... entwich die Kohlensäure. In kleinen Schlucken trank Laura aus der Flasche.

Die Idylle wäre perfekt gewesen. Ehe die junge Frau ins Schwelgen geriet, sorgte der Nachbar in der oberen Wohnung für den ironischen Kontrapunkt. Dem fiel es ein, seine Balkonblumen zu gießen. Er tat es dermaßen ausgiebig, dass das Wasser auf Lauras Balkon nicht nur tropfte, sondern rann.

Als Laura ihre durchnässten Hosenbeine sah, maulte sie aufgebracht nach oben: „*He, Sie da!*“

„*Äh, ja...*“, antwortete ihr ein blonder, gut aussehender Mann Anfang dreißig. Da bemerkte er selbst, was er angerichtet hatte, und stellte die Gießkanne sofort auf die Seite.

Dann sagte er: „*Tut mir leid. Sie müssen sich jetzt von mir denken, der Trottel ist zum Blumengießen zu dämlich. Ich war einfach in Gedanken versunken. Sehen Sie doch das herrliche Abendrot.*“

In der Tat, es war beeindruckend. Wie auf einem romantischen Gemälde des 19. Jahrhunderts warf die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen zwischen Wolken, die sich in den Himmel türmten. Das stimmte Laura versöhnlich. In diesen Anblick hätte sie versinken können.

Jäh unterbrach der Nachbar ihre kleine Meditation: „*Ich heiße Pepito Röhslar. Sie sind neu hier, oder?*“

„*Ja. Ich bin Laura Mannheim.*“

„*Wenn Sie Zeit, Lust und Laune haben, dann kommen Sie hoch zu mir. Ich lade Sie zum Essen ein.*“

Laura warf einen kurzen Blick zuerst in ihre Seele, dann in den Kühlschrank - ja, sie hatte Zeit, Lust und Laune. Würde ihr doch heute erspart bleiben, sich etwas kochen zu müssen. In einer halben Stunde wollte sie zu ihrem Nachbarn. In dieser Zeit ging sie unter die Dusche und wechselte ihre Klamotten.

Einen Stock über ihr überlegte Pepito inzwischen, was er Laura vorsetzen sollte. Die gähnende Leere in seinem

Kühlschrank belehrte ihn, dass er mit seiner Einladung etwas voreilig gewesen war. Halt! Da war noch ein Glas mit Kräutersugo. Als sich zu Pepitos Erleichterung im Vorratsschrank ein paar italienische Nudeln fanden, stand das Menü fest: Spaghetti mit Kräutersugo. Eindruck schinden ging sich damit beim besten Willen nicht aus. Zum Glück verzeiht man der Daseinsform Junggeselle vieles ...

Außerdem hieß es aufräumen. Ungeordnet standen seine geliebten chemischen Substanzen in diversen Reagenzgläsern und sonstigen Behältern im Wohnzimmer herum. In Windeseile verstaute er diese Utensilien in einer kleinen Besenkammer. Sicherheitshalber versperrte Pepito die Türe. Anschließend machte er sich an das Kochen.

Dolly, seine Waldmaus, saß in ihrem Käfig im Wohnzimmer und putzte sich. Anschließend beobachtete sie ihren Herrn, der eine ungewöhnliche Betriebsamkeit an den Tag legte ...

Unterdessen hatte Laura ihre Wohnung abgesperrt und sich in den oberen Stock aufgemacht. Wäre sie in der Nähe des Kellers vorbeigekommen, hätte sie eine Serie merkwürdiger, dumpfer Klopfgeräusche gehört: klackklack ... klokklokk klick-klick ..., so pflanzte es sich in den unterirdischen Räumlichkeiten fort ...

Wegen eines Stocks wollte Laura nicht den Lift benutzen, daher wandte sie sich dem Treppenhaus zu. Eine der Wohnungstüren war demonstrativ geöffnet und gab den Blick auf eine Prostituierte frei. Lauras neue Nachbarin wartete im Vorraum, auf einem Campingstuhl sitzend, bis auf die Unterwäsche ausgezogen. Aus Langeweile blies sie eines ihrer Kondome auf. Ihr gegenüber, auf der anderen Seite des Korridors, füllte ein Kind soeben seinen Topf mit viel Getöse. Daneben lungerten drei verwahrloste Jugendliche. Zwei spritzten sich gerade irgendetwas in die Vene ihres linken Unterarmes. Der dritte bohrte mit glasigen Augen andächtig in der Nase.

Laura ging vorbei. Sie öffnete die Glastüre, die das Treppenhaus vom Gang trennte. In diesem Moment

begegnete sie zufällig einem unauffälligen Mann unbestimmten Alters mit einem schlecht sitzenden falschen Bart.

Im oberen Stock war Inspektor Ginzner gerade dabei, eine Verdächtige zu vernehmen. Den bulligen Mann mit deutlichem Bauchansatz und fettig glänzendem Haar störte es nicht, dass er sich auf dem Korridor befand. Ganz im Gegenteil, es sollte jeder wissen, wie es denen erging, die sich mit ihm anlegten.

Den Gerüchten zufolge war einer der Hausbewohner letzte Nacht erstochen worden. Diese Frau hier hatte unter allen Bewohnern des Stocks kein Alibi; mithin war sie schuldig. Zumindest für den Greifer Ginzner, der in seiner bekannt kurzen Entschlossenheit einen schnellen Erfolg zu verbuchen gedachte.

„*Gesteh endlich, du Nutte!*“, brüllte er sie an. Ohne auf eine Antwort zu warten, knallte er ihr eine Ohrfeige in das Gesicht. Es war ohnehin schon geschwollen von Ginzners Ermittlungsmethoden. Dann prügelte er die Frau windelweich. Daraufhin hatte sie genug und gestand einen Mord, den sie nicht verübt hatte.

## 2

Laura läutete bei Röhler. Nach wenigen Sekunden öffnete der Nachbar. Pepito Röhler - der ideale Jeans-Typ, gute Figur, lässig, trotzdem nicht nachlässig angezogen, offenes Wesen, ein Kumpel-Typ. Das versprach eine unkomplizierte Nachbarschaft. Dezent umgab ihn der Hauch eines ausgefallenen Aftershave, an das sie sich erst würde gewöhnen müssen. Und Laura Mannheim - schwarzer Lederrock, passend zu ihren schulterlangen, blonden Haaren, freundliche Augen, hellblaue Raulederschuhe. Unverkennbar, wenngleich größtenteils verhüllt, waren die wichtigsten körperlichen Charakteristika einer erblühten Fraulichkeit. Welche Freude! Die Nachbarin verkörperte das, was er unter einer adretten, jungen Frau verstand. Was ihr an körperlichen Attributen fehlte, um wirklich schön zu sein, machte sie durch ihre sympathische Ausstrahlung wett.

Während Laura die Wohnküche betrat, sagte Pepito: „*Laura, das ist Dolly*“, und zeigte mit dem rechten Daumen auf seine Maus im Hintergrund. „*Dolly, das ist Laura.*“

Smalltalk leitete zum gemütlichen Teil des Abends über. Nach der Menge Arbeit heute füllten die Spaghetti Lauras knurrenden Bauch mit Wohlbehagen. Mit Genugtuung stellte es Pepito fest. Zwischendurch ertappte er sich selbst dabei, wie sein Blick versonnen auf dem sich auf- und abbewegenden Brustansatz über der Nachbarin dunkelblauer Bluse ruhte. Darüber hätte er fast seinen Rotwein verschüttet.

Während die beiden aßen, fuhr unten eine teure Limousine vor. Dr. Ederle, ein Rechtsanwalt, stieg aus. Am Haupteingang läutete er bei Top 8, Erdgeschoss.

Diese Wohnung hatte er seinerzeit gekauft und an Studenten vermietet. Sie hatten für ihn Rauschgift an der Universität verteilt. Anfangs war es hauptsächlich Kokain, der Klassiker für Intellektuelle, gewesen, dann kamen Designerdrogen in Mode. Alles, was einer natürlichen Quelle entstammte, wie Haschisch und Kokain, war damit dem Bio-Freak vorbehalten. Später zogen leider die Studenten aus, leider deswegen, weil sie dank derlei Einkünfte stets pünktlich ihre Miete gezahlt hatten. Die Nachfolger waren gelegentlichsarbeitende, im Grunde beschäftigungslose Jugendliche, die in dieser Hinsicht viel unzuverlässiger waren. Freilich verteilten auch sie für ihn, aber im Stadtpark, wo das Klientel weinger zahlungskräftig war. Indes war das noch lange kein Grund, die Miete schuldig zu bleiben. Wie oft hatte Ederle seine Mieter ermahnt! Dieses Mal würde er ein ernstes Wörtchen mit ihnen reden müssen.

Als der Türsummer ertönte, trat der Rechtsanwalt in den Hausgang. Er ging am Hausmeister vorbei, der gerade mit einem Reisigbesen eine schwer zu definierende Arbeit verrichtete. Ederle hörte ihn mit sich selbst reden: „*Was für ein Scheißjob, immer das*

*Blut von den Wänden wischen, Heroinspritzen und gebrauchte Verhüterli aufklauben, die Leute räumen heutzutage schon gar nichts mehr selber weg .... Ist ja der Hausmeister da! ... Beschwerden sollte ich mich bei der Hausverwaltung. Ich bin einfach zu gutmütig für die Kerle in diesem Haus. Wenn sie es wenigstens zu schätzen wüssten ...*“

Plötzlich flog eine Türe auf, und ein jaulender Hund schoss in den Korridor. Dann stand Ederle vor Top 8 im Parterre, er wusste selbst nicht, wie. Ein halb verwilderter Jugendlicher, vermutlich männlichen Geschlechtes, öffnete dem Vermieter. Ungepflegte Zähne mit einem deutlichen, zum Zahnfleisch hin dunkleren Belag bleckten Ederle entgegen, als der ihm unbekannte Jugendliche grüßte. Dauernd sind andere Typen da, stellte Ederle mürrisch fest.

### 3

Im vierten Stock, Top 43, wohnte Professor Heimo Häckemann, ein pensionierter Mathematiklehrer. Tag für Tag und bei jedem Wetter begab er sich in seine ehemalige Schule, dem Adam-Riese-Gymnasium, dem bedeutendsten Schulzentrum in Keffrin. Dort hatte er im Konferenzzimmer seinen Stuhl im Biedermeier-Stil in einer geschützten Ecke, in der er niemanden störte. In stoischer Ruhe wartete er hier auf das Schulende. Häckemann gehörte beinahe schon zum Mobiliar, ähnlich wie sein Stuhl, auf dem er sich pünktlich kurz nach acht Uhr morgens, allseits vernehmbar, seufzend niederließ.

Großväterlich wohlwollend schweifte sein Blick über das geschäftige Treiben von Lehrern und Schülern gleichermaßen. Gelegentlich wurde er von einem Lehrer oder einem Schüler zu einer Frage konsultiert. Dann zeichnete die Freude leuchtende Augen in die Falten seines Gesichtes. Klar hatte Häckemann streng genommen in der Schule nichts mehr zu suchen, doch ließ man den alten Herrn gewähren, schließlich störte er niemanden.

Diese Gewohnheit verlieh dem Tagesablauf des Pensionisten Struktur und seinem Leben ein Mindestmaß an Kontinuität; wie bei anderen Zeitgenossen das tägliche Gassigehen mit dem Hund. Auf diese Art und Weise war Häckemanns Gang zur Schule so etwas wie seine Nabelschnur zu dieser Welt. Trotz allem war dieser Gang keineswegs ungetrübte Freude, denn Prof. Häckemann war gehbehindert; er benötigte einen Stock. Manchmal stürzte er im Winter, dann war er heilfroh, wenn ihm jemand auf die Beine half.

Des Professors Gefährten waren die typische Einsamkeit des alternden Menschen und die Bitterkeit, als er merkte, wie manch einer der Schüler vor den Falten, den grauen Haaren und seiner trockenen Haut zurückwich.

Die Pensionierung war für Häckemann eine Katastrophe gewesen. Obwohl geistig noch völlig rüstig, fand er sich über Nacht in einem sozialen Ghetto, in das er seiner Auffassung nach noch lange nicht gehörte. Weil Häckemann keine Verwandten hatte und kaum noch Freunde, hatte ihn der Pensionsschock mit aller Härte erwischt. Mit seiner Gesundheit ging es infolge seines angegriffenen Kreislaufes rapide bergab. In seinem Stuhl hatte er jede Menge Zeit, diesen Fragen nachzuhängen.

Eines Tages fiel ihm eine neue Kollegin auf. Als auffallend attraktive Frau bewegte sie sich selbstbewusst durch die Schule. Wohlgefällig nahm sie die Bewunderung der Kollegen und die neidischen Blicke der Kolleginnen entgegen. Da wurde Häckemann schmerzlich bewusst, dass er sich mit Riesenschritten seinem Tod näherte. Enttäuschung machte sich breit. Enttäuschung, worüber? Weil das Leben im Grunde an ihm vorbeigezogen war. Was hatte es ihm schon geboten? Eltern, die viel zu früh gestorben waren, eine strenge, puritanische Erziehung im Haidenreichinternat, mit 24 Jahren seine Verwundung durch ein Auto, dessen betrunkenener Fahrer mit 80 km/h bei Rot über die Kreuzung raste und Häckemann damit für den Rest des Lebens zum Hinken verurteilte. Später dann eine Menge pubertierender Jugendlicher, denen er gegen ihren Willen Integral- und Infinitesimalrechnen beibringen sollte und was der Unerfreulichkeiten mehr sind. Wenn er jetzt sterben würde, hätte er nicht einmal gesehen, wie sich eine schöne Frau nach allen Regeln der Kunst auszieht ... Im Grunde eine Schande ...

Prof. Häckemann fühlte sich in einem gänzlich anderen Boot als Hohfels, einer seiner ehemaligen Kollegen. Sabbernd vor Geilheit stand dieser hinter einer Straßenecke

und sah mit glänzenden Augen den Schulmädchen nach. Nein, Häckemann trieb nicht die Gier des alten Lustmolches. Ihm drängte sich vielmehr die Einsicht auf, dass wichtige Erfahrungslücken in seiner Biografie klafften. Zudem zeigte ihm dies, wie stark das Leben nach wie vor in ihm pulsierte. Das wollte er genießen, bevor es zu spät gewesen wäre. Also zog er sich eines Abends seinen einzigen Anzug an, den er sich vor fünfzehn Jahren, der damaligen Mode folgend in mausgrauem Nadelstreif, gekauft hatte. Mit pffff - pffff versprühte er üppig sein Eau de Toilette der Marke „Skunk“ auf alle Körperstellen, die einer olfaktorischen Tarnung besonders bedurften.

Für seine Begriffe beschwingt machte er sich auf. Im Flur begegnete ihm eine hübsche, junge Frau. Vielleicht war es die neue Hausbewohnerin, die heute eingezogen war? Mit der U-Bahn fuhr er 5 Stationen bis zum Keffriner Zentrum. Dort lag der Trippoli-See, das zentrale Gewässer in Keffrin. Inmitten des Sees ragte ein felsiger Hügel aus der kalten, finsternen Tiefe. Darauf war der „Tempel“ erbaut. Seine Architektur war der Antike nachempfunden, daher die Bezeichnung. Säulen und Torbögen erhoben sich zwischen schroffen Felsen, dazwischen Kammern und Räumlichkeiten aller Art. Teilweise waren seine Gänge, Säle und Kammern in den Fels geschlagen, sodass seine wahren Ausmaße nach außen hin nicht annähernd erkennbar waren.

Häckemann zahlte und bestieg den Kahn. Der Fährmann war ein wortkarger und wahrlich finsterer Geselle, ein kongenialer Kollege Charons, der schon im alten Griechenland die Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt beförderte. Er nahm ohne nachzuzählen schweigend Häckemanns Geld entgegen. Anschließend begann er zu rudern. Der Professor hatte die ganze Zeit über die Rückseite seines schwarzen, knöchellangen Umhanges vor sich, der sich gleichmäßig im Abendwind wiegte. Rachmaninovs „Toteninsel“ ertönte als entstiegen die Klänge

dem Wasser und verwob sich einem Gemälde gleich in die Landschaft.

Hohe Pinien säumten die schroffen Felswände des kleinen Eilandes. Von weitem schon sah man auf halber Höhe die Eingänge zu den einzelnen Höhlen. Die größeren waren von antiken Säulen eingefasst. Von den Eingängen führte eine schmale Treppe zum Ankerplatz an das Ufer hinunter. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Die „Toteninsel“ vererbte.

Ohne ein Wort verließ Häckemann den Kahn und stieg über die Marmortreppe nach oben. Am Eingang der ersten Höhle sprach ihn der Portier des Lokales an: *„Guten Abend, mein Herr. Ich nehme an, Sie sind das erste Mal in einem Striptease-Lokal. Sie waren sicher bisher zu anständig, um eine so verruchte Örtlichkeit zu besuchen. Lassen Sie mich Ihnen versichern, dass Sie völlig richtig handeln, unser Gast zu sein. Am Ende sind das Heilige und die Sinnlichkeit eines. Fassen Sie sich ein Herz und gehen Sie unbeirrt den Weg zu Ende.“*

Häckemann sah sich kurz um. Dann wollte er dem Portier seinen Mantel aushändigen – niemand mehr zu sehen! Als ihm eine Kellnerin entgegenkam, fragte Häckemann sie, wo der Portier blieb. Sie antwortete verduzt, es gäbe hier keinen solchen. Da sie begriff, dass der alte Herr dankbar wäre für ein bisschen Unterstützung, half sie ihm, sich im Lokal zurechtzufinden. Nach dem Vorraum mit der Garderobe gelangte man in den eigentlichen Gastraum. Im hinteren Teil befand sich eine Tanzfläche von schätzungsweise sex mal vier Metern, die durch einen Vorhang wie eine Theaterbühne abgeschirmt werden konnte. Momentan war die Bühne frei. Den Rest des Raumes füllten die Tische mit den Gästen. Hier ließ ihn die Kellnerin alleine.

Mit klopfendem Herzen nahm Häckemann möglichst unauffällig in einer der hinteren Ecken Platz. Bald würde es losgehen.

## 4

**W**ährend des Essens waren Laura und Pepito übereingekommen, sich zu duzen. Kaum hatte Pepito das Geschirr abgeräumt, wollte Laura wissen: *„Und was hat es jetzt mit diesem Haus auf sich? Irgendetwas stimmt doch nicht mit der Wilhelm-Reich-Straße 15!?“*

Oh je, das war eine heikle Frage! Dabei hatte der Abend so gut angefangen. Als hätte er das Gefühl, er müsse sich schützen, schloss Pepito die Türe des Wohnzimmers bevor er antwortete:

*„Es wird von einem Haufen verkorkster, gestrandeter Typen bewohnt, du wirst schon sehen; Himmel und Hölle. Für die Hölle sorgen die anderen, um den Himmel musst du dich selbst kümmern.“*

Schnell von etwas anderem reden, also fuhr er fort: *„Was hast du für ein Gefühl wegen morgen? Immerhin wird es dein erster Arbeitstag im Verlag sein.“*

Warum nur beschlich Laura das Gefühl, Pepito wollte vom Thema Nachbarschaft ablenken? Na gut, sie würde über kurz oder lang dahinterkommen. Sie antwortete: *„Ich bin zuversichtlich.“*

*Ärgerlicherweise hat mir meine Vorgängerin jede Menge Arbeit hinterlassen.*

*Man hat mich darauf vorbereitet, zuerst einmal den Rückstand abzuarbeiten. Wird schon werden.“*

*„Prost!“ – „Prost!“*

Zwei bauchige Weingläser stießen aufeinander. Dann rann der französische Blauburgunder vom letzten Jahr (2 Drachmen 90 Cent bei Alpi Diskont) ölig Lauras und Pepitos Kehle hinunter. Er hinterließ einen angenehm fruchtigen

Nachgeschmack. Wow, damit lässt es sich leben, dachte sich Laura anerkennend.

*„Lektoratsarbeit besteht zwar zum Großteil aus Lesen, aber es ist weiß Gott kein Vergnügen. Was einem die Schreiberlinge alles zumuten! Einmal hat mir jemand eine Schuhschachtel geschickt, mit Tagebüchern und notdürftig geordneten Notizblättern darin. Im Begleitschreiben stand: Ich habe ein interessantes Leben geführt. Hier sind die Unterlagen, bitte machen Sie ein Buch daraus. Wie naiv, ich kann nur den Kopf schütteln!“*

*„Und“, hakte Pepito nach, „hat dieser Jemand ein interessantes Leben geführt?“*

*„Weißt du, die eigentliche Frage lautet ganz anders. Die allermeisten Menschen empfinden ihre Biografie als halbe Offenbarung, vor allem dann, wenn sie im Alter in romantisierender Verklärung auf ihre eigene Geschichte zurückblicken. Zweifellos hat jeder Lebenslauf etwas, in erster Linie natürlich für den Betreffenden. Ein Verlag will und muss Geschäft machen. Also ist die entscheidende Frage, ob diese Biografie für die Allgemeinheit so bedeutsam ist, dass sie in Form eines Buches zugänglich gemacht werden sollte. Das war diese genauso wenig wie garantiert 98 Prozent aller anderen auch.“*

*Genug von meiner Arbeit geredet. Was ist mit deiner? Was machst du, außer deine Blumen gießen und dabei der Nachbarin Balkon überschwemmen?“*

*„Ich bin Apotheker, und zwar mit Leib und Seele. Die Apotheke zu den bläulichen Schwaden ist seit sechs Jahren mein Arbeitsplatz. Jeden Tag verkaufe ich dort die Bandagen, die Omas Füße stützen sollen und die Pillen für Opas Prostata.“*

*Was mich frustriert ist der Umstand, dass wir Apotheker bei bester Ausbildung im Tagesgeschäft bloß einen Bruchteil unseres Wissens umsetzen dürfen. Viel mehr gibt es nicht zu erzählen, fürchte ich, selbst wenn es langweilig klingt.“*

Eine innere Stimme flüsterte in Laura: Lüge! Ohne auf das Thema näher einzugehen sagte sie: „*Entschuldige mich bitte, ich werde bald zu Bett gehen, ich bin total geschafft.*“

## 5

**K**urt wartete immer noch. Er befand sich rund 900 Meter Luftlinie südsüdöstlich von Lauras Wohnblock an einem schmucklosen, peinlich sauberen Restauranttisch. Er hatte sich mit einer jungen Dame, die seine Testosteronausschüttung in eine schwindelerregende Höhe getrieben hatte, verabredet. Sie hatte ihn vor dem Rathaus gebeten, ein Foto von ihr zu schießen.

*„Erwarten Sie mich um halb sechs im Bahnhofsrestaurant“*, hatte sie ihm danach verheißungsvoll zugehaucht, also tat er das. Kurt war Buchhalter, und auf ihn war Verlass. Das würde die junge Dame sicher würdigen.

Gewiss, Kurt war weder ein Star noch ein Adonis, mit seinem dezenten Bauchansatz und den Plattfüßen, deretwegen er im exakt halbjährlichen Rhythmus seine Schuheinlagen wechselte. Aber er hatte einen Job, der krisensicher war mit einem angemessenen Einkommen und eine glänzende, schwarze Aktentasche aus echtem Leder. Allerdings, welcher Art das Leder war, entsann sich Kurt nicht mehr. Rinds-, Ziegen- oder Rehleder? Oder doch etwas anderes? So sehr er bisweilen dank ausreichend Zeit an seinem Tisch hin- und her überlegte, es war ihm entfallen. Folglich hatte sich Kurt selbst die Anweisung gegeben, solange von „Dingsbumsleder“ zu sprechen, bis er sich entsinnen würde.

Peinlich! Er würde auf die Frage der jungen Dame, aus welchem Leder diese tolle Tasche gemacht war, mit *„Tut mir leid, keine Ahnung“* antworten müssen. Hoffentlich würde dies seine Chancen, seinen Testosteronspiegel in der jungen

Dame einzupendeln, nicht beeinträchtigen. Immerhin war es echtes Leder.

Der langen Rede kurzer Sinn: Kurt hatte einer Frau sicherlich das Eine oder Andere zu bieten ... Und wenn eine klug genug war, vor allem innere Werte zu schätzen ... Wer weiß, wer weiß, was sich dann ergeben würde? Insofern saß er voll Optimismus am Tisch und schlürfte in gemäßigtem Tempo sein Glas Bier.

Außerdem war es Kurt eine willkommene Abwechslung, auf die junge Dame zu warten, lebten doch in seinem Wohnblock derart viele schlicht und einfach skurrile Leute. Die einen Nachbarn noch absonderlicher als die anderen! Mit solchen Personen wollte er als anständiger Mensch ohnedies nicht mehr als unbedingt nötig zu tun haben. Andererseits passten diese Leute irgendwie in das Gebäude. Dieses selbst war im Grunde um keinen Deut besser: verschroben, als sei es lebendig, und viel schlimmer noch – unberechenbar! Und als Buchhalter wusste er um die Bedrohlichkeit des Unberechenbaren.

Abgesehen davon wachte er zwischendurch in der Nacht auf, da er meinte, Klopfgeräusche vernommen zu haben. Also saß er eigentlich gern im Bahnhofsrestaurant, jeden Tag am selben Tisch und wartete genau eine halbe Stunde. Mehr Wartezeit wollte er nicht investieren, man hat schließlich seinen Stolz.

Gut, seine Verabredung war jetzt über 24 Jahre her, und er war seitdem jeden Tag um spätestens 17.25 Uhr im Bahnhofsrestaurant. Von der jungen Dame indes war immer noch keine Spur zu sehen. Irgendwie war das schon verdächtig, aber sie hatte ja keine Erwähnung gemacht an welchem Tag, nicht einmal, in welchem Jahr, sondern lediglich die Uhrzeit verraten. Hoffentlich stimmte wenigstens das Jahrhundert, scherzte Kurt ab und zu. Doch dass sie kommen würde, dessen war er sicher. Wann, war die Frage. Er würde jedenfalls da sein, ihm als

gewissenhaften Menschen würde man keinen Vorwurf machen können ...

## 6

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, übte sich Laura in altbackenen Weisheiten, duschte und begab sich zu Bett. Ihre Gedanken weilten bei ihrem Nachbarn im oberen Stock. Kein Zweifel, der junge Mann gefiel ihr. Einerlei was es mit diesem Haus auf sich hatte, gab es Laura ein gutes Gefühl, Pepito in der Nähe zu wissen. Es mochte schon sein, dass bizarre Leute im Haus lebten, aber im Grunde war jeder auf irgendeine Art absonderlich oder außergewöhnlich, wenn nicht gar ein Spinner. Wo bliebe sonst die Vielfalt des Lebens?

Die Jugendlichen fielen ihr ein. Sozial am Rande der Gesellschaft und mit einem Fuß im Gefängnis, schätzte sie diese ein. Andererseits, leicht war es in Zeiten wie diesen für niemanden. Manch einer kultivierte seine Absonderlichkeiten aus snobistischen Gründen, manch einen ließ die Not keine andere Wahl. In Wahrheit zählte Laura in ihrer Position mit ihrem Gehalt bereits zu den Privilegierten, wenn auch bloß ein ganz kleines bisschen. Wie viele Mitmenschen entbehrten sogar das? Vor allem, wenn man es weltweit bedachte. Alleine der Umstand, dass trinkbares Wasser aus den Armaturen in Küche und Bad floss, machte Keffrins Einwohner global gesehen privilegiert. Also kam es im Endeffekt darauf an, von welcher Seite man was betrachtete.

Ja, genau das war Leben. Und wenn ihr die Umstände im Wohnblock zu prekär wurden, würde sie eben eine neue Bleibe suchen. Vorläufig war sie mit ihrer Situation jedenfalls einverstanden.

Im Schein ihrer Nachttischlampe griff sie zu einem Manuskript, das ihr heute zur Beurteilung vorgelegt worden war. Kopfschüttelnd las sie den Titel: *„Des Teufels Gute-Nacht-Geschichte“*. Auf welche Ideen diese Schreiberlinge kamen!

Überraschend unspektakulär war ihr erster Arbeitstag bei der Frechen Feder gewesen. Freundlich war sie vom Chef, Herrn Liborius Meixner, begrüßt und von ihrer Kollegin Susi in die betriebsinternen Gepflogenheiten eingeführt worden. Eigentlich verspürte Laura keinen Wunsch mehr, sich selbst in ihrer Freizeit mit Büchern zu beschäftigen, dennoch war sie neugierig geworden. Wie zufällig las sie: *„Onkel Fredi“*, sagte die kleine Sabine, die mit Grippe im Bett lag, *„warum bist du eigentlich Teufel geworden?“*

*„Weißt du“*, antwortete Onkel Fredi und kratzte sich zwischen den Hörnern, *„das ist eine lange Geschichte. Zuerst sollten wir zusehen, dass du wieder gesund und munter wirst, dann reden wir eines Tages darüber. In Ordnung?“*

*„Nein, jetzt“*, erwiderte Klein-Sabine, trommelte mit den kleinen Fäustchen auf die Bettdecke aus der vorletzten Weihnachtsaktion von Alpi-Diskont. Sie setzte ihren Schmollmund auf. Dem widerstand fast keiner, Onkel Fredi schon gar nicht. Diese Erfahrung hatte das Mädchen bereits gemacht.

In diesem Augenblick sprang wie von Geisterhand die Türe auf. Großmutter erschien, wie üblich inmitten grünlich-schillernder, wabernder Giftschwaden, mit einem dampfenden Kochtopf in der Hand. Oh weh, dachte Onkel Fredi, jetzt kommt die Kraftbrühe. Herr, lass diesen Kelch an mir vorüberziehen!

Schon hörten sie Großmutter: *„Meine lieben Kinder, ich habe euch eine stärkende Suppe gemacht. Krötensuppe mit Hexenkraut und Knochenmehl abgeschmeckt, die reinste Kraftbrühe.“*

In stoischer Ruhe breitete sie die Löffel aus Menschenknochen und zwei polierte Hirnschalen als Teller auf dem Nachtkästchen aus. Sabine zog sich die Decke bis zum Kinn. Mit argwöhnischen Augen verfolgte sie die Handlungen der Großmutter. Onkel Fredi schien sich desgleichen am liebsten verkrümeln zu wollen.

Unbarmherzig ging es ans Füttern. Ein Krankheitsfall in der Familie stimulierte unweigerlich Großmutters Fütterungsinstinkt. Traditionsgemäß bedeutete das Kraftbrühe. Der erste Löffel war für Sabine bestimmt, der zweite für Onkel Fredi. Und wer immer noch im Raum gewesen wäre, er wäre dem dritten Löffel nicht entkommen. So traf es erneut Sabine.

Fredi missbilligte es zutiefst, wenn Großmutter ihn mit den Kindern gleichsetzte. Halbherzig versuchte er so etwas Ähnliches wie Protest: *„Erstens bin ich seit siebentausend Jahren kein Kind mehr, zweitens bin ich gesund und munter wie ein Vampir im Bluttausch, drittens schmeckt Krötensuppe scheußlich. Und wenn sie zehnmal nahrhaft ist.“*

Großmutter blieb unbeeindruckt: *„Papperlapapp, solange ich dich auf die Welt gebracht habe, bist du mein Kind und damit basta!“*

Der Onkel ergab sich in sein Schicksal. Kein Unglück dieser Welt hätte Großmutter aufhalten können. Gnadenlos wurde zu Ende gefüttert. Mit einem liebevollen *„Bleibt mir nicht zu lange auf“* und einem dicken Schmatz in Sabines Gesicht, dass das Bett wackelte, verabschiedete sich Großmutter. Als sie draußen war, seufzten Sabine und ihr Onkel erleichtert auf.

*„Und jetzt, Onkel Fredi, erzähl mir, warum du Teufel geworden bist ... bitte, bitte ...“*

Oh je, das war weiß Gott keine Geschichte für kleine Mädchen! Treuherzig rollte Sabine mit den Augen ... Einmal mehr ergab sich Fredi seufzend in sein Schicksal und begann: *„Niemand ist Teufel von vornherein. Man wird es im*

*Laufe der Zeit. Ich habe viele Ereignisse in allen Ländern der Welt beobachtet und oft genug war ich selbst beteiligt. Und es hat eben leider oft das Gute gesiegt. Das ist ärgerlich! Da muss man nachhelfen! Ich mache dir einen Vorschlag. Jeden Abend vor dem Einschlafen erzähle ich dir eine dieser Geschichten, einverstanden?“*

*„Ja, aber bitte keine, die damit aufhört, dass es sich nicht lohnt, gut zu sein und diese ganze pädagogische Scheiße. Dass man die Guten verfolgen und die Bösen nach Kräften unterstützen soll, weiß ich auch so.“*

Damit begann der Teufel Fredi zu erzählen. Doch was er erzählte, entging Laura bereits; sie war eingeschlafen. Als Fredi das erleichtert bemerkte, gab er seiner Nichte ein inniges, liebevolles Küsschen auf die Stirn und begab sich anschließend zur strategischen Lagebesprechung zu Großmutter.

Diese saß in ihrem Wohnzimmer, von dem aus sie einen ernüchternden Ausblick auf die Autoabstellplätze vor dem Eingang des Hauses hatte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde in einer Filiale von Alpi Diskont täglich das Volk mit billigem Einheitsbrei versorgt.

Großmutters Füße steckten in wärmenden Hüttenpantoffeln, die sie im Urlaub in den Alpen zu einem sündhaften Preis erstanden hatte: Neben ihr stand eine altersschwere Truhe, auf der sich ein Aquarium mit Piranhas befand. Auf dem Tisch vor ihr lag ein Schachspiel. Gerade war eine Partie im Gange, denn die Figuren befanden sich unregelmäßig verteilt auf dem Brett.

Fredi setzte sich seiner Mutter gegenüber. Nachdem er ihr eine Weile zugesehen hatte, sagte er vorwurfsvoll: *„Wir haben jede Menge zu tun. Die Guten sind auf dem Vormarsch, wir geraten überall in Bedrängnis und du sitzt hier und spielst Schach! Noch dazu mit einem abwesenden, unbekanntem Gegner! Manchmal habe ich alle Mühe, dich zu verstehen.“*

*„Oh, Fredi“, meinte daraufhin die Großmutter milde lächelnd, „das Gefühl, die Guten seien im Vormarsch, hatte ich schon, als du noch in die Windeln geschissen hast. Deswegen habe ich ja damals deinen Vater geheiratet. Wenn ich gewusst hätte, dass er mich nach nicht einmal viertausendsiebenhundert Jahren verlassen würde, hätten mich keine zehn Pferde zum Traufeuher gebracht. Ja ja, dieses dämonische Flittchen mit ihren Modelmaßen aus dem Necronomicon hat ihm besser gefallen. Nichts als Hurerei und Bigamie heutzutage! Dabei stammen wir aus einem ehrenwerten Haus, mein Sohn.“*

*„Ach tatsächlich? Warum hat uns dann Gott am Anbeginn der Zeiten verstoßen?“*

*„Das ist doch die Propaganda der Gegenseite! Tatsächlich weiß keiner mehr, wie es wirklich war. Du solltest selbst bei dem, was unsere Leute darüber berichten, vorsichtig sein. Vielleicht ist am Ende das Gute gar nicht so schlecht und das Böse gar nicht so edel, wie man gemeinhin denkt?“*

Ihr Sohn sah sie staunend an. Großmutter beeilte sich, hinzuzufügen: *„Ich bin nur eine alte Frau. Mir verzeiht man es, wenn ich Unsinn rede. Und was die Schachpartie betrifft ... Glaube mir, ich kenne meinen Gegner gut, und auf eine gewisse Weise ist er mitten unter uns.“*

Plötzlich war ein merkwürdiges Geräusch zu hören: Klickklack- klock-klackerdi-klack-klock, drang es dumpf durch den Wohnzimmerboden.

*„Aha, Dame nach B2“, frohlockte die Großmutter und rückte die weiße Dame auf das Feld. „Ich hatte gehofft, er würde mir in diese Falle gehen.“*

Nach einer Weile sagte Onkel Fredi: *„Mir ist deine Wohnung hier im Erdgeschoss reichlich ungemütlich. Das suspekte Klopfen vom Keller herauf würde mir schon längst auf den Geist gegangen sein. Wie hältst du das aus, Oma?“*

Großmutter erwiderte nichts; sie war in das Spiel vertieft. Als Fredi die Spielfiguren näher betrachtete, fiel ihm auf, dass ihn manche verblüffend an die Menschen erinnerten,

die sich im Hause tummelten. Da war der schwarze König, der Rechtsanwalt Ederles Gesichtszüge aufwies, und Inspektor Ginzners als schwarzer Turm. Einmal näher, das andere Mal weiter tanzten die Figuren vor seinen Augen. Dann die Jugendlichen im No-Future-Outfit als Bauern der schwarzen Seite. Sich selbst sah er sich am ehesten als Läufer. Sollte das stimmen, stand ihm ein Läufer der weißen Partei gegenüber, einer, der für die Gegenseite kämpfte ... Wie von ferne meinte Fredi seine Mutter etwas reden zu hören. Es drang nicht zu ihm durch ...

Sein Blick wanderte zur weißen Seite. Hier tummelten sich weitere Gestalten aus dem Haus. Die Dame hatte unverkennbar die Züge einer jungen, blonden Frau, die dieser Tage in das Wohnhaus gesiedelt war. Der König erinnerte Fredi an ihren Nachbarn vom oberen Stock. Heinrich Gahlen, der verrückte Musiker, war einer der beiden Türme. Der andere Läufer, der machte ihm allerdings Sorgen. Der war ihm unbekannt ...